

HEYNE <

DAS BUCH

Zephyr ist schockiert: Gerade kommt sie vom Partycrashen mit ihrer besten Freundin Tag zurück, als der langjährige Hausmeister ihrer Familie in Handschellen abgeführt wird. Ihre Eltern finden, dass sie jetzt James' Pflichten übernehmen könnte – schließlich hat sie im Moment keinen Job. Zephyr kann sich allerdings Spannenderes vorstellen, als Trockner zu reparieren und den Beschwerden schrulliger Mieter nachzugehen. Doch dann entdeckt sie ein geheimes Treppenhaus. Irgendeiner der Hausbewohner hat offensichtlich etwas zu verbergen.

„Man sollte *Küssen undercover* nicht einfach nur lesen, man sollte es verschlingen wie Schokolade!“ *Elizabeth Gilbert, Autorin von Eat Pray Love*

DIE AUTORIN

Daphne Uviller arbeitete zehn Jahre selbst als Hausmeisterin im Haus ihrer Familie im West Village. Sie war Buchredakteurin für *Time Out New York* und schrieb für die *New York Times*, die *Washington Post*, *Newsday*, *Allure* und *Self*. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in demselben Apartment in Greenwich Village, in dem sie aufwuchs. Derzeit arbeitet sie an ihrem zweiten Roman.

Daphne Criller

KÜSSEN
UNDERCOVER

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Alexandra Kranefeld

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SUPER IN THE CITY erschien bei Bantam Dell,
A Division of Random House, Inc. New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-
zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2009
Copyright © 2009 by Daphne Uviller
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009

Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München, unter Verwendung
eines Fotos von © Patrik Giardina/Getty Images
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-40708-4

www.heyne.de

Für Sacha

Tapocketa – pocketa – pocketa ...
James Thurber, *Walter Mittys Geheimleben*

I

Jener Abend im St. Regis, an dem ich nicht ganz zufällig, aber doch unwissentlich in die Geburtstagsparty der spanischen Prinzessin hineinplatzte, war zugleich der Abend, an dem ich zur neuen Hausverwalterin von 287 West 12th ernannt wurde. Beides war eine ziemliche Überraschung für mich und sollte letztlich dazu führen, dass ich Gregory den Kammerjäger kennenlernte. Und Gregory ... Doch dazu später mehr.

Zunächst einmal hatte ich keinen blassen Schimmer gehabt, dass Spanien sich noch einer echten Prinzessin rühmen konnte, bis ich an besagtem Abend im St. Regis unter den Kronleuchtern des Cavendish Room stand und mir den Bauch mit königlichen Tapas vollschlug. Ich hatte geglaubt, es sei ein exzentrischer Zeitvertreib der Engländer – Charles, Harry, William, die tragisch verstorbene Diana –, sich heutzutage noch ein Königshaus zu leisten, und diene vor allem dazu, die Regenbogenpresse am Leben zu halten. Und wie hätte ich ahnen sollen, dass ich ausgerechnet auf ihrer Geburtstagsparty gelandet war? Mein kleines Schwarzes von Ann Taylor (ein echtes Schnäppchen, das ich für fünfzehn Dollar second-hand erstanden hatte) diente zwar vornehmlich dem Zweck, mich auf Festivitäten herumzutreiben, auf denen ich genau genommen nichts verloren hatte, doch persönliche Anlässe wie Geburtstagsfeiern und Hochzeiten waren gemäß unserer eilig konzipierten Crashing-Kriterien absolut tabu. Dies war

eine Frage des Anstands, auf die meine Freundin Tag und ich uns vor einem Jahr unter den Guastavino-Fliesen der Oyster Bar in der Grand Central Station geeinigt hatten, nachdem wir soeben auf unerfreulichste Weise einer Party verwiesen worden waren, die man anlässlich seines sechzigsten Geburtstags für den Chef einer Großhandelsfirma für Türscharniere gegeben hatte.

Doch zurück zu besagtem Abend im St. Regis. Tanya Granger, seit Vorschulzeiten Tag genannt, um sie von allen anderen Tanyas zu unterscheiden, hatte mich eine Stunde zuvor angerufen. Sie habe Hunger, meinte sie.

»Tja, *ich* habe Tiefkühlpizza und Orangensaft«, prahlte ich mit meinem gut gefüllten Kühlschrank.

»Damit kannst du jemand anders beeindrucken, meine Liebe. Wir beide gehen heute Abend ins St. Regis und essen köstliche *croquetas* und *calamares*«, ließ Tag mich wissen. »Der spanische König gibt einen aus. Irgendein Jahrestag, ein Waffenstillstand oder Handelsabkommen, keine Ahnung. Auf jeden Fall sollten wir uns das nicht entgehen lassen.«

Tags lange Tage wurden von starkem Kaffee und noch stärkerem Alkohol zusammengehalten, wenngleich nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Das Party-Crashen hatten wir aus finanzieller Notwendigkeit angefangen – wollte man in New York überleben, war es unerlässlich, sich so oft wie möglich gratis zu verköstigen. Allerdings stellten wir bald fest, dass unser neuer Zeitvertreib zudem sehr unterhaltsam war. Und damals hatte Tag Unterhaltung bitter nötig gehabt. Denn obwohl sie sonst die Vernunft in Person war, hatte sie in jungen Jahren aus einer Laune heraus einen schwedischen Geschäftsmann geheiratet, um sich keine sechs Monate später wieder von ihm scheiden zu lassen.

»Nimm niemals – unter *gar* keinen Umständen! – einen Heiratsantrag an, den dir ein Mann macht, kurz nachdem ihr

beide nur knapp den Untergang einer thailändischen Fähre überlebt habt!«, warnte sie mich seitdem so oft und so eindringlich, als wäre dies ein Schicksal, das mich jederzeit ereilen könnte.

Nachdem sie auch ihrer Ehe mit knapper Not entronnen war, machte Tag sich mit derselben Gründlichkeit daran, sich zu amüsieren, mit der sie auch ihrer Arbeit für das Museum for Natural History nachging, die sie an so aufregende Orte wie Madagaskar oder Borneo verschlug, wo sie arglosen Hai-fischen im Interesse der Wissenschaft die Bäuche aufschlitzte. Doch ob Tag nun mit einem Fischermesser bewaffnet zu Werke ging oder mit einem Dirty Martini – sie war stets mit vollem Einsatz dabei und machte ihre Sache gut.

In den Tiefen der Grand Central Station hatten wir uns, fein herausgeputzt und soeben in Schande von der Geburtstagsparty des Türscharnier-Chefs verwiesen, bei einer großen Portion Chili darauf geeinigt, was zu den legitimen Crashing-Zielen zählte. Highschool-Abschlussbälle beispielsweise. Obwohl wir mit unseren siebenundzwanzig Jahren das Leben noch keineswegs hinter uns hatten, waren wir doch alt genug, um den jugendlichen Absolventen aus Teaneck/Mamaroneck/New Rochelle so aufregend verführerisch wie Mrs. Robinson zu erscheinen. Wir waren ganz offensichtlich Eindringlinge, aber ein bisschen frisches Blut wurde gern willkommen geheißen, zumal wir unsere Anwesenheit durch unseren Enthusiasmus auf der Tanzfläche rechtfertigten – auf die Abschlussbälle verschlug es uns auch wegen der göttlichen Musik aus den Achtzigern –, und so ließ man uns gewähren. Wenn einer der Jungs sich traute, uns anzusprechen, gaben wir uns indes keinen Illusionen hin: Wahrscheinlich hatten seine Freunde ihn gedrängt. Oder er hatte eine Wette verloren. Ich erzählte ihm dann gern, dass ich eben erst eine längere Haftstrafe abgesessen hätte – Notwehr, fügte ich unschuldig lächelnd

hinzu und schlug die Augen nieder –, und dass dies mein erster Abend in Freiheit wäre. Meiner Meinung nach erwies ich dem Jungen damit einen großen Dienst, weil ihm der Abschlussball nun nicht nur wegen der weißen Stretchlimousine und dem heimlich hereingeschmuggelten Alkohol in ewiger Erinnerung blieb.

Betriebliche Weihnachtsfeiern waren auch erlaubt, denn Tag meinte, solche Festivitäten dienten sowieso nur dem Zweck, sich auf Firmenkosten möglichst gründlich zu betrinken. Für mich waren das immer fantastische Gelegenheiten, mich höchst angeregt zu unterhalten und über wildfremde Leute zu lästern, weswegen es eigentlich auch gar kein Lästern war, sonder eher ... ein Training meines Einfühlungsvermögens! Während sich beispielsweise Selena aus der Buchhaltung bei mir über ihre neue Chefin Andrea beschwerte, plauderte sie einige pikante Details über ihre Affäre mit ihrer letzten Chefin Susan aus (ja, genau – *Susan*), die wiederum mit Robert, *ihrem* ehemaligen Chef, verheiratet gewesen war. Für ein paar Stunden landete ich mitten in einer Seifenoper, und meistens konnte ich auch einer kleinen, aber feinen Nebenrolle nicht widerstehen. Besonders gern gab ich mich als auf Konflikte am Arbeitsplatz spezialisierte Psychologin aus. Ach was ... warum sie denn noch nie von mir gehört hätten? Oh, ich sei doch nicht in der Firma angestellt, sondern eine Freundin von Tom! Und schon lauschten sie andächtig meinen Ratschlägen, die ich persönlich äußerst inspirierend fand. Tag deutete mal an, dass dies möglicherweise einen Straftatbestand darstelle, so ähnlich wie Betrug oder Hochstapelei, aber ich zog es vor, meine wertvollen Ratschläge als *Geschenk* zu sehen – oder zumindest als kleine Entschädigung dafür, dass wir den ganzen Abend über ihre leckeren und vor allem kostenlosen Häppchen verputzt hatten.

Diplomatische Empfänge waren auch immer sehr nett. So

wie der, auf dem wir an besagtem Abend zu sein glaubten. Uns reizte besonders das internationale Aufgebot an Vorspeisen. Aber natürlich waren wir offen für alles und auch jederzeit gerne bereit, nette Menschen kennenzulernen, die luxuriöse Segelyachten und prächtige Schlösser besaßen. Nein, wir waren keineswegs auf einen guten Fang aus, sondern auf Chancengleichheit. Tag wollte den versammelten internationalen Würdenträgern gern die Chance geben, ihr nächstes Forschungsprojekt zu finanzieren, während ich ganz unvoreingenommen auf allen Einkommensebenen nach der großen Liebe und anderweitigen lebensverändernden Impulsen suchte. Denn eine Seele gestand ich mittlerweile auch Menschen zu, die keine hungerleidenden Schriftsteller oder Musiker waren.

Ich mochte diese Diplomatenpartys deshalb ganz besonders gern, weil sich meine Fantasie hier so richtig austoben konnte, was irgendwie befriedigender war, als Selena aus der Buchhaltung zu bemitleiden oder Sam aus dem Abschlussjahrgang, der es nicht auf eine Elite-Uni geschafft hatte. Bloße Schauspielerlei, glatte Lüge? Bitte keine vorschnellen Verurteilungen, bevor man nicht selbst ausprobiert hat, wie toll es ist, einem echten Scheich von den weiten heidekrautbestandenen Ländereien des väterlichen Anwesens in den schottischen Highlands vorzuschwärmen.

»Ich bin ja *so* froh, dass Papa der jüngere Bruder ist«, vertraute ich ihm über einen Teller Kaviar hinweg an, »denn dadurch hat er zwar weniger ... na, Sie wissen schon, *Geld*, aber eben auch weniger Pflichten und mehr Zeit, die Schafe zu hüten und auf Schnepfenjagd zu gehen. Frisch gejagt ist halb gewonnen!«

Aber letztlich war ich natürlich immer auch in eigener Mission unterwegs. Denn mal abgesehen davon, in einem Kanu allein um die Welt zu paddeln, gab es fast nichts, was ich nicht täte, um mich für ein paar Stunden von meinen

destruktiven Gedanken an Hayden Briggs abzulenken. Einen Empfang des spanischen Königs im St. Regis zu erstürmen war zwar nicht gerade das wirksamste aller Gegenmittel, und doch stand ich jetzt hier und hoffte mal wieder auf ein einschneidendes Erlebnis, das mich diesen unsäglichen Rot-schopf endgültig vergessen lassen würde.

Heute Abend, während Tag und ich noch mit sicherem Abstand von der Garderobe aus die geladenen Gäste taxierten, fantasierte ich mir beim Anblick all des dunklen Haars, der dunklen Augen und karamelfarben schimmernden Haut eine nette kleine Geschichte über meinen großen Bruder zusammen, der in Island einige Pubs betrieb. Weil ich so offensichtlich unexotisch aussehe, schied nämlich ein Bruder, der im Nahen Osten eine Ölraffinerie besaß – oder auch nur einen kleinen, kümmerlichen Olivenhain –, schon mal als wenig glaubhaft aus. Ich bin einen Meter fünfundsiebzig und damit für den Geschmack der meisten Männer mindestens fünf Zentimeter zu groß. Zudem erfreue ich mich jenes robust-gesunden Aussehens, das allen Amerikanern zu eigen ist, die seit mindestens zwei Generationen in diesem Land leben. Drüben, im alten Europa, käme mein fantastischer Knochenbau wahrscheinlich bestens zur Geltung, aber hier, im Land der unbegrenzten Kohlenhydrat- und Proteinzufuhr, liegt mein Modelpotenzial unter komfortablen Pölsterchen begraben. Ich hätte zwar gern Jennifer Anistons Oberarme, aber insgeheim bin ich ziemlich zufrieden mit meinen Beinen, die unglaublich umwerfend aussehen würden in den High Heels, die zu tragen ich mich nie überwinden kann. Mein honigbraunes Haar würde ebenfalls umwerfend aussehen, wenn ich mir nur die Mühe machen würde, es offen zu tragen. Stattdessen stecke ich es mir lieber mit unzähligen verbogenen, zerkratzten, praktisch-patenten Haarklammern auf, bis es wie ein Vogelnest aussieht. Außerdem habe ich

große, runde Augen (ach, aber was gäbe ich nicht für ein Paar mandelförmige ...) von undefinierbarer Farbe: grünlich, bläulich, gräulich.

Nun riss ich also eben diese Augen so weit wie möglich auf, schenkte dem schrankbreiten Türsteher mein strahlendes Lächeln und steuerte schnurstracks auf das Büfett zu. Will man eine Party erfolgreich erstürmen, muss man selbstbewusst und souverän zu Werke gehen.

Tag und ich schnappten uns Teller und machten uns an die Arbeit. Während ich mit leichtem Bedauern die Garnelen ausließ – für die Garnelenzucht werden Mangrovenwälder abgeholzt, die natürliche Filtersysteme der Küstengewässer sind, woraus folgt: Garnelen gleich Tod (bibliographische Angaben: Drei-Amstel-Light-Vorlesung von Tag, 11th Street Bar, circa 2004) –, sprach ein Mann zu meiner Rechten mich an. Und zwar mit so schlafzimmersinnlicher Stimme, dass mir glatt der Nagellack von den Fußnägeln flutschte.

Ich schaute auf und sah ... ein kantiges Kinn – meine Schwäche. Messerscharfe Wangenknochen, noch eine Schwäche. Und schwarz gelocktes Haar. Dreifachtreffer an der Achillesferse.

Aber ach ... ich verstand nicht ein Wort von dem, was ihm über seine sinnlichen Lippen kam. Er lächelte mich an und zeigte auf irgendetwas, die Augenbrauen höflich fragend gehoben. Wahrscheinlich setzte er genau diese Miene auf, wenn er auf NATO-Konferenzen über atomare Aufrüstung diskutierte. Mit ihm würde ich die Welt bereisen – zunächst als seine Geliebte/Assistentin – und mich in der Kunst des diplomatischen Handwerks unterweisen lassen. Binnen weniger Jahre wäre ich unersetzlich für die NATO. Und eines Tages würde ich als Generalsekretärin ...

Ach so ... er kam nicht an die Garnelen ran. Warum sagte er das denn nicht gleich? Als ich eines der todbringenden

Schalentiere mit meiner Gabel für ihn aufspießte, dann noch eins (wobei ich ihn mit verführerisch gehobener Augenbraue fragend ansah) und schließlich auch noch ein drittes, überlegte ich, wie schnell sich mein Schulspanisch reaktivieren ließe oder ob es wohl einen Schnellsprachkurs »Spanisch für Flirts« gab. Während ich die letzte Garnele auf seinen Teller fallen ließ, warf Ferdinand (ich *spürte*, dass er Ferdinand hieß) einen fragenden Blick auf meinen eigenen, noch immer garnelenfreien Teller, doch da absehbar war, dass eine pantomimische Darstellung von »Mangrovenwälder« nicht ganz unproblematisch werden würde, lächelte ich nur kokett, worauf Ferdinand die Konversation darauf verlegte, mich mit dem Ellenbogen anzustupsen und anzüglich zu grinsen. Ich war hin und weg – unsere Kinder würden zweisprachige, schwarz gelockte Prachtexemplare werden ...

Da tauchte Tag neben mir auf und riss mich herzlos aus meinen Träumen und meiner aufblühenden Romanze. »Zephyr, haben sie dir am Eingang auch so was in die Hand gedrückt?« Sie hielt mir einen Bilderrahmen unter die Nase. Erboast schaute ich sie an, doch sie merkte es nicht mal, weil sie mit nachdenklich gerunzelter Stirn an ihrer Sangria nippte und dabei ihr ominöses Gastgeschenk betrachtete. Ich warf Ferdinand einen bedauernden Blick zu. Er schürzte die Lippen, blies mir ein Küsschen zu und verschwand in der Menge. *Ciao*, mein Liebster!, rief ich ihm in stiller Wehmut nach. Nein, ich meinte natürlich: *Adios!*

»Hast du auch so eins bekommen?«, fragte Tag erneut und schien sich überhaupt nicht bewusst zu sein, dass sie mich soeben zu ewiger Altjungfernschaft verdammt hatte. Sie betrachtete den Rahmen, der eine Collage mit Fotos einer blassen und leicht glupschäugigen Schönheit enthielt. Auf einigen Bildern war sie als verschmitztes Kleinkind zu sehen, auf anderen als schlaues Schulkind, mal stand sie auf einem

Balkon und winkte, während unter ihr eine Rinderherde vorbeigaloppierte, dann wieder sah man sie als Teenager – mit einem Zepter in der Hand.

»Ach, ich weiß ... die Party ist für Miss Spanien 2006!«, folgerte ich – ganz logisch, wie ich fand.

»Na, wenn das wirklich der Anlass ist, dann haben sie aber einen verdammt schlechten Job gemacht. Eigentlich sollte man doch sofort merken, wer und was gefeiert wird. Wie sollen die Gäste sonst wissen, worüber sie sich freuen dürfen? Oder mit wem.« Stirnrunzelnd schaute Tag sich um. »Also, ich wüsste nicht, wer hier Miss Spanien sein soll. Du vielleicht?«

Tag hatte kürzlich erst einem stellvertretenden Marketingchef den Laufpass gegeben, aber wie es schien, war er noch nicht ganz vergessen. Gereizt zupfte sie an ihrer Party-Crasher-Uniform herum – ihrem Hochzeitskleid, auf Knielänge gekürzt und blutrot eingefärbt – und warf mir einen ungeduldigen Blick zu.

Ich ließ meinen Blick über die Gäste schweifen, entdeckte aber nirgends eine junge Dame mit Schärpe und Schönheitsköniginnendiadem oder auch nur mit einem Strauß Rosen im Arm. Einige der Frauen sahen allerdings Tag sehr ähnlich, weshalb die Quote weiblicher Schönheit dennoch überdurchschnittlich hoch war.

Der wohl beste Beweis meines kerngesunden Selbstbewusstseins war, dass Tag trotzdem eine meiner besten Freundinnen war. Sie sah nämlich *so* umwerfend gut aus, dass ich neben ihr für die allermeisten Männer praktisch unsichtbar wurde (nur nicht für meinen treuen Ferdinand). Mit ihren mondgroßen Augen, den bis nach New Jersey reichenden Wimpern, einem ranken und schlanken Körper, der sich mit Claudia-Schiffer-Maßen nur an den richtigen Stellen rundete, und zu allem Überflus einer Mähne rabenschwarzer Locken, ließ Tag nicht nur Männer verstummen. Bedachte man dann

noch, dass sie sich weder ihrer Schönheit noch deren Wirkung bewusst war, was schon allein dadurch bewiesen wurde, dass Tag kein Vermögen auf den Laufstegen dieser Welt verdiente, sondern sich lieber der Erforschung von Bandwürmern in Haifischgedärmen widmete und in echtes Freudengeschrei ausbrach, wann immer sie eine neue Spezies entdeckte, dann wurde ihre Schönheit geradezu unheimlich, und man konnte nicht anders, als sie mit offenem Mund anzuhimmeln.

»Keine Ahnung, wer sie sein könnte«, meinte ich mit vollem Mund, wobei ein paar Sardinenuchekrümel auf mein kleines Schwarzes fielen. Während ich mich abklopfte, hob hinter uns eine Blaskapelle an und erschreckte uns dermaßen, dass Tag sich verschluckte und Sangria über ihr Kleid kleckerte.

Wir drehten uns um und sahen die Musiker mit wehender rot-gelb gestreifter Fahne hereinmarschieren und sich *genau* neben uns postieren, was wahrlich das Letzte ist, was man als ungeladener Gast gebrauchen kann. Ich setzte ein halbherziges Lächeln auf und versuchte, mich beschwingt im Takt der Musik zu wiegen, aber katalanische Traditionsweisen sind eher nicht zu fröhlichem Geschunkel geeignet. Ein kurzer Blick zur Seite zeigte, dass Tag sich ebenfalls abmühte und so verkrampt lächelte wie eine Braut auf dem hundertsten Foto ihres schönsten Tages.

Leise und verstohlen hatten wir begonnen, uns unmerklich von der Kapelle wegzuschunkeln, als auf einmal eine uns und wahrscheinlich aller Welt bekannte Melodie angestimmt wurde. Eine seitliche Flügeltür flog auf, und ein Mann mittleren Alters mit einem schwarzen Schnauzbart und einer echten, leibhaftigen Krone auf dem Kopf schritt hindurch. Am Arm führte er (gewandt in ein bodenlanges cremeweißes Satinkleid, und ah, da war es ja, das Diadem!) ein Klon von Penelope Cruz – Penelope im zarten Alter von fünfzehn

Jahren und mit einer leichten Schilddrüsenüberfunktion. Als Señorita Cruz lächelte und winkte, huldvoll und gar nicht verkrampft, fingen um uns her alle an zu klatschen und riefen: »*Feliz cumpleaños!*«

Meine Spanischkenntnisse mochten bescheiden sein, aber »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag« fiel mir just im selben Moment wieder ein wie Tag. Verstohlen zupfte sie an meinem Kleid, damit wir uns ebenso verstohlen davonmachten, doch da hatte das Geburtstagskind uns auch schon entdeckt. Wenig verwunderlich eigentlich, standen wir doch an recht prominenter Stelle direkt neben der Blaskapelle. Die Prinzessin runzelte verdrießlich die Stirn. Sie beugte sich zu ihrem Vater hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr, woraufhin der – der König! – uns ebenfalls ins Visier nahm und verdrießlich die Stirn runzelte. Bemerkenswert, diese Familienähnlichkeit.

Mit jedem Schritt, den wir zaghaft zurückwichen, kam das erzürnte Paar immer schneller auf uns zu. Tag stolperte in ein Grüppchen verhutzelter blaublütiger Damen, die aufgeregt mit den Armen fuchtelten und ihre schwarzen Mantillas wie Fledermausflügel flattern ließen, woraufhin mir all meine am Büfett erbeuteten Tortillas und Törtchen, Sardinenuiches und Safrankexse vom Teller und Ferdinand vor die Füße fielen. Die Musiker hielten unschlüssig inne, und ein paar Hundert braune Augenpaare waren plötzlich auf uns gerichtet. Die Prinzessin fing lauthals zu schimpfen an. Aus der Nähe betrachtet war sie längst nicht so schön – jetzt erst recht nicht, da ihr Speicheltropfen aus dem Mund flogen. Als wir nichts erwiderten, stimmte ihr königlicher Vater in die Schimpftirade ein. Er schimpfte sogar noch lauter.

So überraschend es auch klingen mag, aber von einem König ausgeschimpft zu werden, ist eigentlich auch nicht anders als in der Schule vor dem Rektor zu stehen. Wahr-

scheinlich wäre mir anders zumute gewesen, hätte mich der König in einem finsternen Kerker gefangen gehalten und mein Leben von seinem königlichen Wohlwollen abgehangen. Aber hier und jetzt hielt mich einzig und allein meine figurformende Unterhose gefangen, was vergleichsweise harmlos war. Doch wie einem jeder Highschool-Absolvent aus Teaneck/Mamaroneck/New Rochelle bestätigen kann (und ich weiß das aus zuverlässiger Quelle), ist es furchtbar beschämend, vom Rektor heruntergemacht zu werden. Vor allem, wenn alle zugucken.

Ein Mann, der Ferdinands kleiner Bruder hätte sein können, bahnte sich seinen Weg durch die Menge, baute sich vor uns auf und wollte mit samtener, doch hörbar verärgerter Stimme wissen: »Wer hat euch eingeladen? Seid ihr mit der Prinzessin befreundet?«

Meine rechtes Augenlid fing an unkontrolliert zu zucken, aber Tag, die reichlich Übung darin hatte, sich wortreich durch den Zoll zu manövrieren, während sie in ihrem Gepäck ein ganzes Universum nicht deklarerter Tierarten ins Land schmuggelte, antwortete prompt und mit ehrlicher Entrüstung.

»Welche Prinzessin? Wir sind doch nicht wegen einer *Prinzessin* hier!« Wenn man Tag so hörte, hätte man meinen können, dass Ihre Königliche Hoheit eine zwielifichtige Stripteasetänzerin wäre. »Wir waren zu einem Empfang der Freunde der OPEC geladen.« Wütend erwiderte sie seinen Blick, und der arme Mann schien tatsächlich eingeschüchtert.

»Warum«, fuhr Tag sichtlich ungehalten fort, »wurde uns das nicht gleich am Empfang gesagt?«

Der König sagte etwas zu Ferdinands Bruder, der zuckte mit den Schultern. Die Prinzessin zupfte ihren Vater am Ärmel und klang weinerlich. Ich zählte derweil eifrig die kleinen pantoffeltierförmigen Schnörkel in dem Paisleymuster des

Teppichs und war gerade bei dreiundzwanzig angelangt. Als ich es wieder mal wagte aufzuschauen, begegnete ich dem Blick meines Möchte-Sollte-Könntegern-Gemahls und stellte fest, dass Ferdinand uns *auslachte*. Vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechszwanzig ...

Und wieder fing der König lauthals an zu schimpfen, doch meine furchtlose Freundin Tag schimpfte unerschrocken zurück.

»Ihretwegen haben wir jetzt den halben Abend unnütz verschwendet! Ich wünsche Ihrer Tochter noch *viel* Spaß auf ihrer netten kleinen Geburtstagsparty, aber das nächste Mal sollten Sie vielleicht überlegen, ob eine *Gästeliste* nicht sinnvoll wäre!« Eine Gästeliste hätte uns natürlich gerade noch gefehlt, aber es war ein guter Bluff.

Da sie merkte, dass ich vor Schreck erstarrt war, drückte Tag mir entschieden ihre Hand zwischen die Schulterblätter und schob mich Richtung Tür. Scheinbar ruhig und gelassen schritten wir durch den Saal und den Korridor hinab. Kurz bevor wir bei den Fahrstühlen angelangt waren, hörten wir jedoch zorniges Stimmengewirr hinter uns, weshalb wir geradewegs auf die Feuerterasse zuhielten und durch den Notausgang nach draußen stürzten. Tag raste in Windeseile voraus, stürmte in halsbrecherischem Tempo die Treppe runter und kreischte: »Was stehst du denn da so blöd rum, Zephyr! Los, *beweg dich*, verdammt nochmal!!!«

Ich hielt immer noch meinen mit Tomatensoße verschmierten Teller in der Hand und war etwas unschlüssig. Da ich mich nicht an ein und demselben Abend des Hausfriedensbruchs *und* des Diebstahls schuldig machen wollte, stellte ich ihn sorgsam auf dem Treppenabsatz ab und folgte meiner in blutrotem Satin dahinwirbelnden Freundin, so schnell ich konnte. Was nicht besonders schnell war, denn schließlich bin ich nach einem »lauen Lüftchen« benannt und mache

meinem Namen alle Ehre. Ab und an rang ich mich zwar dazu durch, drei schwerfällige Kilometer zu joggen, doch dieses sporadische Training hatte mich nur unzureichend darauf vorbereitet, vor der geballten Wut des spanischen Adels auf zehn Zentimeter hohen Absätzen über die Feuertreppe eines Fünf-Sterne-Hotels zu flüchten.

Während ich die steilen Betonstufen hinunterstürzte, mich krampfhaft an das Gelände klammerte und mir von Stufe zu Stufe immer schwindeliger wurde, malte ich mir zur Ablenkung aus, wie ich meinen Eltern von dieser aufregenden Abendveranstaltung erzählte. Mir kam manchmal der Verdacht, dass meine Eltern mich und meinen Bruder Gideon nur deshalb in die Welt gesetzt hatten, um bis ans Ende ihrer Tage kostenloses Entertainment zu haben. Erstens das – und als Kinder waren wir dazu da, ihnen die Teller aus dem untersten Fach des Geschirrspülers zu reichen.

Gegen neun Uhr würde ich mich am nächsten Morgen aus dem Bett wälzen, die beiden Stockwerke zur Wohnung 4A hinauftrotten, der Form halber anklopfen, während ich aufschloss, mich an den gut gedeckten Frühstückstisch plumpsen lassen und fragen: »Hey, Mom, der Sicherheitsdienst vom St. Regis hat nicht zufällig letzte Nacht hier angerufen, oder?« Denkbar wäre auch: »Hey, Dad – wusstest du, dass der spanische König dasselbe Rasierwasser benutzt wie Onkel Hy?«

Und dann würde mein Vater seine *Week in Review* zusammenfalten, mit der flachen Hand auf den Tisch hauen, sich gespannt vorbeugen und rufen: »Ha, das *musst* du erzählen!«

Meine Mutter würde den *Book Review* in die Ecke werfen und in die Küche eilen, von wo sie mir zurief: »Warte, noch nicht! Ich will mir vorher erst noch frischen Kaffee holen.«

Dazu war es allerdings unerlässlich, dass der Sicherheits-

dienst des St. Regis auch tatsächlich weder mit meinen Eltern noch mit ihrer Telefonnummer Bekanntschaft machte.

Und so eilten Tag und ich schnellen, aber bloß nicht *zu* schnellen Schrittes durch die Lobby und standen schließlich atemlos keuchend auf der Fifth Avenue, wo wir uns in Sicherheit wähnten, da Straßen doch neutrales Gebiet waren – so wie internationale Gewässer, oder? Es war ein friedlicher Frühlingsabend, die Luft war lau und duftete nach Magnolienblüten.

»Oh mein Gott!«, stöhnte Tag, hielt sich die Seite und rang nach Atem.

Ich brachte nicht mehr als ein röchelndes Schnaufen heraus und strich mir eine widerspenstige Haarsträhne aus dem erhitzten Gesicht.

»Weshalb«, keuchte Tag, »feiert man seinen Geburtstag eigentlich am anderen Ende der Welt, wenn man sowieso nur Leute einlädt, die man kennt? Haben die etwa ihr ganzes Gefolge eingeflogen?«

Typisch Tag, dass sie jetzt der Prinzessin die Schuld in die Schuhe schieben wollte.

»Ich meine, wir hätten doch wer weiß wer sein können ...«

»Senatorentöchter«, stieß ich schnaufend hervor.

»Oder Seriendarstellerinnen!«

»Bezirksbürgermeisterinnen.«

»Genau! Oder kapitalschwere Investorinnen, die in die spanische Wirtschaft investieren wollen. Was produziert Spanien eigentlich?«

»Safranreis?«

»Safranreis, hervorragend!«, rief Tag und stemmte die Hände in die Hüften. Sie sah so überzeugt davon aus, eine kapitalschwere Investorin zu sein, die die spanische Safranreisindustrie aus ihrer finanziellen Krise retten wollte, dass

ich lachen musste, bis ich dann überhaupt keine Luft mehr bekam und mich mit letzter Kraft auf einen Blumenkübel sinken ließ. Da schien auch Tag wieder einzufallen, dass sie keine steinreiche Spekulantin war und hockte sich neben mich.

»Und immer schön wachsam bleiben, Zeph«, sagte sie streng. »Nicht gleich Sternchen sehen, wenn ein glutäugiger Adelspross dich anspricht.«

Wütend schaute ich sie an. »Das sagst du *mir*? Du wolltest doch da hin! *Ich* wäre jetzt zu Hause und würde gemütlich meine Pizza essen.«

»Natürlich.« Sie fuhr sich mit der Zunge über den Finger und rubbelte an einem der Sangriaflecken auf ihrem Kleid herum. »Wenn ich nicht wäre, würdest du dich nur noch südlich der Vierzehnten Straße bewegen.«

»Und das von der Frau, die allergisch auf die Upper East Side reagiert«, seufzte ich vor mich hin. Tag hatte ihre Kindheit als pendelndes Scheidungskind zwischen einer Mutter verbracht, die sich damit brüstete, Tags Vater wegen der zu erwartenden Unterhaltszahlungen geheiratet zu haben, und einem Vater, der derzeit bei Ehefrau Nummer drei angelangt war (Trophäenweibchen Nummer zwei). Irgendwann war Tag dann zu dem Schluss gelangt, dass das Verhalten ihrer Eltern maßgeblich von deren dekadenter Umwelt geprägt worden sei. Und nichts konnte sie von dieser Theorie abbringen – auch nicht der dezente Hinweis darauf, dass Ehepaare und Eltern sich auf der West Side nicht anders verhielten und es in Downtown wahrscheinlich auch nicht besser um die Moral bestellt war.

Einen Moment lang schwiegen wir uns an.

»Freunde der OPEC?«, meinte ich schließlich.

Tag zuckte nur mit den Schultern, lächelte aber wieder.

»Und was jetzt?«, fragte ich. »Es ist ja erst halb zehn.« Obwohl wir beide ganz genau wussten, dass wir binnen einer Stunde in unseren kuscheligen Betten liegen würden, fühlten

wir uns doch irgendwie verpflichtet, so zu tun – wegen unserer noch nicht allzu fernen Jugend und weil New York eben der Nabel der Welt war –, als finge der Abend jetzt erst an.

»Kino?«, schlug ich vor, weil das Paris Theatre nur zwei Blocks entfernt lag.

»Bisschen spät für einen Film.«

»Noch was trinken?«

»Will ich kein Geld für ausgeben.«

»Jazz im Smoke?«

»Seit wann magst du denn Jazz?«, fragte Tag argwöhnisch.

Seit ich zum ersten Mal den coolen kahl geschorenen Kontrabassisten gesichtet hatte, der vor zwei Monaten in die Wohnung zwischen meiner Wohnung und der meiner Eltern gezogen war.

»Mal was anderes«, meinte ich achselzuckend.

Aber Tag hatte schon längst angefangen müde zu blinzeln, wie sie es immer tat, wenn sie eigentlich am liebsten geradewegs nach Hause wollte, damit sie am nächsten Morgen früh aufstehen, ins Labor gehen und sich Bandwürmer unter dem Mikroskop anschauen konnte. Und ich war in Gedanken auch schon bei den drei DVDs, die ich mir geliehen hatte und die zu Hause auf mich warteten. Eine wahre Orgie romantischer Komödien, wahlweise mit Julia Roberts, Sandra Bullock oder Jennifer Aniston. Und eine ganze Tüte Ingwerkekse. Ich konnte ein Gähnen nicht länger unterdrücken.

Zehn Minuten später winkten wir uns über die Gleise am Columbus Circle zu, wo Tag auf die U-Bahn nach Norden wartete und ich mich in südlicher Richtung aufmachte. Auf dem Bahnsteig saß ein Straßenmusiker, der aus seiner Steel Drum eine sehr beatlastige und beflügelnde Version von »Hava Nagila« heraustrommelte. Der Typ grinste selig und schwitzte wie verrückt, und vor ihm waren zwei Latinos dabei, abwechselnd zu tanzen und sich abzuknutschen. Eine



Daphne Uviller

Küssen undercover

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40708-4

Heyne

Erscheinungstermin: November 2009

»Mission Impossible« in High Heels

Zephyr liebt coole Klamotten, Partys und Shopping mit ihren Freundinnen. Doch jetzt soll sie im New Yorker Apartmenthaus ihrer Eltern als Hausmeisterin einspringen! Rohrzanze und Reparaturen statt High Heels und Happy Hour? Nein danke, denkt sich Zephyr – bis Gregory auftaucht. Der könnte nämlich Tom Cruise in »Mission Impossible« ersetzen. Dank ihm ähnelt Zephyrs Leben bald wirklich einem Agententhiller, und das liegt nicht nur an den heimlichen Küssen hinter verschlossenen Türen.

Die bezaubernd-verrückte Zephyr ist eine Heldin zum Verlieben.



[Der Titel im Katalog](#)